

Unterm Cazaruskreuz

Mitteilungen der
Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands

Per aspera



ad astra

Berlin, 15. Mai 1906

Ich dien'

Jahrgang I, Nr. 10

Die Mitteilungen der Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands erscheinen am 1. und 15. jeden Monats. Bezug nur durch das Büro. Preis für das Inland 3,00 Mk., für das Ausland 4,00 Mk. jährlich.
Einzelnnummer 20 Pfg., für Mitglieder 15 Pfg.

Redaktion u. Bezugstelle: Büro der Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands, Berlin W 50, Nürnbergerstr. 22, Fernsp.: Ch. 4046.
Annahme von Anzeigen: Deutscher Verlag (Ges. m. b. H.), Anzeigen-Abteilung, Berlin SW 11, Königgräberstr. 42 (Fernsp.: VI 4242).
Anzeigen-Preis 40 Pfg. die 4 gesp. Zeile, die 4 gesp. Zeile, die 10 Pfg. die Zeile.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Diakonissenhaus-Reform. Von Hugo Zimmer	1
„Rasemühle“ bei Göttingen, Provinzial-Sanatorium für Nerven- kranke. Von Schwester G. N.	3
Einzelheiten über unser Pariser Arbeitsfeld. Von Schwester Hildegard Lippold	4
Ein Blick in ein französisches Krankenhaus. Aus dem British J. of N. übersetzt von Gaim Praetorius	5
Nachruf	6
Berichtigung	7
Kleine Mitteilungen	7
Erholungsheim	7
Stellenangebote	7
Freie Heimplätze	7
Neumeldungen zur Aufnahme	7

Mitarbeiter: Dr. Strecker-Nauheim, Fel. A. Sprängli-Berlin, Frau Wittmeister Praetorius-Berlin (engl. Uebersetzung), Oberin Hanna Miller-Magdeburg, Schwester Agathe Harms (holl. Uebersetzung), Weimar, Hugo Zimmer-Eberfeld.

Diakonissenhaus - Reform

von Hugo Zimmer-Eberfeld.

Im Dezember vorigen Jahres ist im evangelischen Diakonissenhaus in Bremen eine Aenderung vor sich gegangen, die ernste Beachtung und freundigen Beifall verdient. Unermüdet ist seit dem Beginn der 90er Jahre daran gearbeitet worden, die Schwesternsache von der Erstarrung zu befreien, in die sie nach und nach hineingeraten war. Nicht immer ist die Arbeit leicht gewesen und nicht immer hat Erfolg ermutigt; man verfolge die Geschichte der mühevollen Tätigkeit von Prof. Zimmer-Zehlendorf, (s. die Geschichte des Diakonievereins in der Zeitschrift „Frauendienst“ 1905 217—237, 258—275, 297—313), und man denke an die vielen heute auftauchenden, morgen wieder verschwindenden privaten Pflegerinnengruppen. Die Gründung der „Berufsorganisation“ kam zur rechten Zeit, ich möchte sagen, zu einer Zeit, wo die Not am höchsten war, wo innerhalb der Roten-Kreuz-Vereine ein Stillstand der Entwicklung längst sichtbar war, wo auch der evangelische Diakonieverein nicht mehr den Bedürfnissen genügte. Jetzt scheint die stürmischste Zeit des Kampfes vorbei zu sein, wir können uns schon schöner Erfolge erfreuen. Die Anerkennung des Berufs der Pflegerin und der Notwendigkeit einer staatlichen Prüfung bei den leitenden Stellen hat schon im 7. Hefte*) dieser Zeitschrift ihre gerechte Würdigung gefunden; wie weit Ärzte und

Beamte schon längst tatkräftig auf diese beiden Punkte hingewiesen haben, hoffe ich in einem späteren Artikel behandeln zu können. Während noch die Roten-Kreuz-Vereine über die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit einheitlicher Tracht hin und her verhandeln, hat das Diakonissenhaus in Bremen ein wachsameres Auge auf die gegenwärtigen Bedürfnisse gehabt und hat die Folgerungen aus den Kämpfen der letzten Jahre gezogen. Hoffentlich folgen diesem Beispiel viele, damit die Gleichgültigen endlich einmal Angst verspüren und die grundsätzlichen Gegner der Reform einsehen, es gibt keinen Halt mehr gegenüber der Bewegung. Und wenn erst die Schwesternschule in Düsseldorf ihre segensreiche Tätigkeit begonnen hat und vielleicht schon nach einem Jahre durch die Tat der Welt verkündigen kann, was Gutes die Schwesternbewegung wollte, dann werden wir wohl nicht mehr so unendlich viele Menschen an maßgebender Stelle finden, die es für durchaus ordnungsgemäß halten, daß eine Schwester in ihrer persönlichen Freiheit möglichst beschränkt ist und ein Arbeitsleben von täglich mindestens 11—12stündiger*) angestrengter Tätigkeit führt. „Diejenige Organisation wird die stärkste sein, die die vorhandenen Bedürfnisse klar erkennt und am vollständigsten befriedigt,“ sagt Prof. Zimmer-Zehlendorf sehr richtig in seiner Besprechung der Bremer Reform (Tägl. Rundschau, Unterhaltungsbeilage vom 1. u. 2. März 1906).

Es zeugt von einem tiefen Verständnis der gegenwärtigen Bedürfnisse, wenn der Bremer Diakonissenhausvorstand seinen 9 neuen Bestimmungen als zehnte hinzufügt:

„Es ist den eingeseigneten Schwestern, wenn irgend tunlich, auf Wunsch außer der jährlichen Erholung nach Verlauf einer Reihe von Arbeitsjahren auch ein längerer Urlaub zu gründlicher Ausspannung zu bewilligen.“

Diese Bestimmung ist eine bittere Notwendigkeit, die für jeden klar ist, der einmal längere Zeit hindurch unter Schwestern gelebt und Schwesternarbeit mit ihnen geteilt hat. Es ist dringend zu wünschen, daß solche Bestimmung ausdrücklich von allen organisierten Verbänden aufgenommen wird. Es ist traurig, daß es einer solchen bedarf, aber ehe wir so weit sind, daß die Schwesternarbeit derart geregelt ist, daß eine Ueberarbeitung, Schwächung, Berufs-gleichgültigkeit nicht mehr Regel ist, hat es noch lange Zeit.

*) Vergl. den Entwurf im 9. Heft.

*) Sehr häufig 14—15stündiger, mit sehr knappen Pausen für die Mahlzeiten. Die Red.

So oft ist in dem Organ der Roten-Kreuz-Vereine von Schwesternerholung gesprochen worden, auf den Verbandstagen ist wiederholt davon die Rede gewesen, und einmal ist festgestellt worden, daß bei gutem Willen seitens der Oberin und der Ärzte genug Zeit für Schwesternerholung erübrigt werden könnte, die Praxis ist aber hier wie anderswo nicht gefolgt oder selten gefolgt. Es ist aber nicht der Mangel an Schwestern der Grund, nicht Uebellwollen der Ärzte, sondern derselbe Grund wirkt hier, der die Bestimmung hervorrief, daß sich eine Schwester dem öffentlichen Leben möglichst fern zu halten hat, daß die persönliche Freiheit des gebildeten Menschen an die Macht einer Oberin oder gar einer Oberschwester gebunden ist, daß die Schwestern das Weihnachtsfest nicht bei nahewohnenden Familien-Angehörigen verleben dürfen, sondern nur im Mutterhaus. Es ist die Angst der Leiter und Leiterinnen, daß die Schwestern draußen in der Doffentlichkeit, in der Freiheit die Mutterhausdisziplin als Druck empfinden lernen könnten und dann weniger geneigt sind, den Zwang auf sich zu nehmen. Diese Angst kann soweit gehen, daß lieber mißliebige außerhalb des Mutterhauses stehende Personen, die sich aus wärmstem Interesse für die Schwestern und das Rote-Kreuz als solches mit Fragen oder gar nur Höflichkeitsbesuch an Oberin und Vorstand wenden, derart vor den Kopf gestoßen werden, daß man eher dies Gefühl der sicheren Stellung bewundert, als das Verhalten mit der vorausgesetzten Bildung in Einklang zu bringen versucht. Diese Zustände sind geschichtlich zu erklären, insofern die Roten-Kreuz-Vereine aus der Diakonisseneinrichtung, mittelbar also aus den Nonnenorden hervorgegangen sind, sie sind deshalb aber nicht für alle Zeiten geheiligt. Je mehr der Beruf der Schwester betont wird, um so leichter werden wir überkommene, jetzt leblose Formen los werden. Es muß unser Ziel bleiben, an dem wir unermüdet weiterarbeiten werden, daß die Schwester während eines Jahres im ganzen einen Urlaub von mindestens 6 Wochen und eine Tätigkeit hat, die sie nicht schon nach einer Reihe von Jahren zur Halbinvaliden macht. Man vergesse nie, daß zur Schwesternarbeit Berufsfreudigkeit unerläßlich ist. Prof. Zimmer-Zehlendorf weiß auch von der Angst der Hausverwaltungen um ihre Schwestern, und er weist sie treffend zurück: „Gibt man dem Wunsche nach und läßt die Schwestern — ohne daß sie das Anrecht an ihr Haus verlieren — für ein halbes Jahr oder ein Jahr hinausgehen, die Tracht ablegen und einmal ganz wieder ein gewöhnlicher Mensch sein, so werden sie nach aller Psychologie dem Hause nicht etwa verloren gehen, sondern es wird ihnen ergehen wie den Missionaren, die nach 15jähriger Tätigkeit draußen auf Sumatra auf ein Jahr nach Deutschland zurückkehren; sie haben ein unendliches Verlangen gehabt, einmal die alte Heimat wiederzusehen, aber sie finden sich nicht mehr zurecht, und tausend Fäden ziehen sie wieder zurück in ihr Arbeitsfeld draußen, auf dem sie dann ihr Leben lang voll befriedigt bleiben.“

Nicht in allen Punkten aber kann ich Prof. Zimmer-Zehlendorf zustimmen. Er begrüßt gewiß mit Recht die neuen Bremer Bestimmungen als einen Fortschritt und wägt sie ab nach denen seines Diakonievereins. Daß er aber allein für sich das Verdienst in Anspruch nimmt, alle Verbesserungen angeregt zu haben durch die Gründung des Diakonievereins, kann ich nicht unwiderprochen lassen. Die Roten-Kreuz-Vereine haben schon lange vor dem Diakonieverein wesentlich andere Regeln ihrer Arbeit zu Grunde gelegt; nicht erst seit dem Bestehen des Diakonievereins ist die Einrichtung weitverbreitet, die in den Paragraphen 6—9 in Bremen jetzt neu eingeführt worden ist:

6. „Jeder Schwester wird, wenn irgend möglich, mindestens alle vierzehn Tage ein freier Nachmittag gewährt. Nachmittags hat außerdem jede Schwester eine Ruhepause von wenigstens einer Stunde zu ihrer körperlichen Erholung.“

7. „Die sogenannte Nachtwache darf in der Regel nicht zugleich als Pflegekraft auf einer Station gerechnet und beschäftigt werden.“

8. „Die Reinigungsarbeiten sind von den für die Krankenpflege bestimmten Schwestern im wesentlichen nur in den Krankenräumen auszuführen. Die andern Reinigungsarbeiten sind den Diensthilfen und Wärtern zu überlassen.“

9. „Den eingeweihten Schwestern wird, falls nicht besondere Notstände es unmöglich machen, jährlich ein in der Regel vierwöchentlicher Urlaub gewährt. Auch die anderen Schwestern genießen eine jährliche Erholungszeit, je nachdem ihre Gesundheit es erfordert und die Verhältnisse es erlauben.“

Auch für die Pensionsverhältnisse zu sorgen, sind die Roten-Kreuz-Vereine von Anfang an nicht müde geworden, einer etwaigen Anregung seitens des evangel. Diakonievereins kann auch der Paragraph 5 seine Entstehung meines Erachtens nicht verdanken:

5. „Bei eintretender Invaldität wird die Schwester in der Regel im Diakonissenhause verpflegt. Liegen besondere Gründe vor oder befehlt die Schwester auf dem Wunsche, ihren Feierabend außerhalb des Diakonissenhauses zu verbringen, so wird ihr eine Pension gewährt, deren Höhe sich nach folgenden Grundsätzen bemißt: Die Schwester erhält vom 1. bis 10. Jahre nach der Einsegnung 500 Mark, vom 11. bis 20. Jahre 600 Mark und vom 21. Jahre nach der Einsegnung ab 700 Mark jährliche Pension. Ueber die Frage der Arbeitsfähigkeit der invaliden oder alternden Schwester trifft der Chefarzt des Diakonissenhauses nach Anhörung des Hausvorstandes die Entscheidung.“

Im übrigen günstige Zahlen, wie sie kein Mutterhaus des „Roten Kreuzes“ bieten kann. Der ganzen Grundrichtung des Diakonissenhauses entspricht diese Einrichtung einer Pension. Den Roten-Kreuz-Vereinen wäre in diesem Punkte der Grundsatz der persönlichen Versicherung (wie beim Diakonieverein und bei segensreich bei der Berufsorganisation) anzuraten, wenn anders sie den gegenwärtigen Bedürfnissen gerecht werden wollen.

In den folgenden beiden Punkten will ich ein Einwirken des Diakonievereins auf die Bremer Neuerungen nicht für ausgeschlossen halten. Die Paragraphen 3 und 4 lauten:

3. „Jede eingeweihte Schwester darf sich versichert halten, daß sie nicht wider ihren Willen veretzt wird; es sei denn, daß nach dem Urteil des Vorstandes, der im Fall der Meinungsverschiedenheit zwischen der Leitung des Hauses und der betreffenden Schwester die Entscheidung trifft, das Interesse des Diakonissenhauses die Veretzung zur gebieterischen Pflicht macht. Von dieser Bestimmung sind ausgenommen Strafversetzungen bei Disziplinarvergehen und Veretzungen, welche durch Kündigung einer Station notwendig werden.“

4. „Dem bestehenden Brauche gemäß wird als Norm für eine der ausscheidenden Schwester mitzugebenden Ausstattungssumme — vorausgesetzt, daß der Hausvorstand eine solche für angemessen erachtet — 50 Mark pro Jahr nach der Einsegnung festgesetzt. Beim Austritt vor der Einsegnung besteht kein Anspruch auf Entschädigung. Jedoch wird der Hausvorstand auch dann bei längerem treuen Dienst der ausscheidenden Schwester ihr eine angemessene Entschädigung nach Möglichkeit und Lage der Sache gewähren.“

Der Ausdruck „Gehalt“ fehlt bei dieser Bestimmung, doch es ist dieselbe Sache. Der Grundsatz der Selbständigkeit, der der ganzen Reform zu Grunde liegt, wird auch hierauf übertragen, die Arbeit der Diakonistin wird fortan als persönliche Leistung gewertet. Der Diakonieverein hat meines Wissens zuerst das Wort „Gehalt“ gebraucht und damit auch das ähnlere Zeichen für eine schon lange vorbereitete Auffassung der Arbeit gefunden. Was die „Veretzung“ der Schwestern angeht, so scheint mir hier der Diakonieverein das einzige Vorbild gewesen zu sein. Prof. Zimmer-Zehlendorf hat zum ersten Male das Arbeitsverhältnis der Schwester von Grund aus geändert, die Diakonischwester arbeitet persönlich und selbständig für die Gemeinde oder die Anstalt oder den Arzt, ohne ihre Zustimmung kann sie nicht veretzt werden. Prof. Zimmer sah „hierin den einzigen organisatorischen Unterschied

zwischen Diakonissenhaus und Diakonieverein". Ich persönlich hätte gewünscht, daß die Bestimmung in klarer Form das ganze Arbeitsverhältnis aufrollt, also auch sich darüber ausspricht, welches *N* r e c h t auf Veretzung eine Schwester hat, welche *V* e r p f l i c h t u n g bei plötzlichen Fällen u. s. w. ihr obliegt. Darüber gibt bis jetzt noch keine Genossenschaft klare Regeln, die „Ordnungen“ der Schwesternschaft vom „Frauendienst“ sagen schon etwas mehr, § 8 lautet:

„Die Vereinschwestern sind wider ihren Willen nicht versetzbar, sind jedoch im Falle eines dringenden Notstandes innerhalb der Vereinsarbeit zu vorübergehender Aushilfe verpflichtet.“

Es müssen der Hauptleitung stets Schwestern zu unbedingter Folge zur Verfügung stehen, und es muß die Schwester die Möglichkeit haben, ihren Wirkungskreis zu ändern, wenn sie sieht, es ist zum Besten der Kranken und ihrer selbst; andererseits muß aber auch die persönliche Freiheit der Schwester soweit beschränkt sein, daß nicht die Kranken bei dem eigenen Willen der Schwestern zu kurz kommen. Dem herrschenden System der Allgewalt der Oberin wird hoffentlich niemand mehr das Wort reden. Welcher Art aber die ganze Einrichtung sein soll, darüber wage ich jetzt noch nicht bestimmte Einzelheiten zu sagen. — Der Vollständigkeit halber füge ich auch noch die ersten Paragraphen der Bremer Reform an, die für unseren Zweck weniger wichtig, doch keineswegs zu übersehen sind:

1. „Eintretende Probeschwestern werden unter Umständen nach Entscheidung des Hausvorstandes d. h. des Vorstehers und der Vorsteherin des Diakonissenhauses zunächst noch nicht in der Krankenpflege beschäftigt, sondern empfangen einen halbjährigen Vorkursus in allgemeinem und ärztlichem Unterricht, wobei sie auch hauswirtschaftlich angeleitet werden.“

Probeschwestern, welche nach Entscheidung des Hausvorstandes an dem Vorkursus nicht teilnehmen, treten gleich in die Krankenpflege ein.“

2. „Innerhalb des Probejahres kann eine Schwester jederzeit austreten und entlassen werden. Nach Vollendung des Probejahres gilt gegenseitige vierteljährige Kündigung. Der Hausvorstand hat auch dann bei Strafvergehen das Recht sofortiger Entlassung. Verlobung zieht in der Regel alsbaldige Niederlegung der Arbeit nach sich.“

Alle Schwesternorganisationen haben an diesen Neuerungen Anteil, sie zeigen uns, wie mächtig die Bewegung ist, wenn sie sogar an die Grundpfeiler des altgeheiligten Diakonissenhaussystems rütteln kann. Der Berufsorganisation wird diese Reform ein liebevoller Gruß aus lichter Zukunft sein.

„Rasemühle“ bei Göttingen, Provinzial-Sanatorium für Nervenkranken.

Von Schwester G. N.

Es war vor einem Jahre „im wunderschönen Monat Mai, wo alles grünt und blühet,“ wie der Dichter singt, mir aber kam er diesmal nicht so besonders schön vor, denn ich, bisher eine Gemeindegewesene, die sonst, von einem Kranken zum andern gehend, so viel draußen sein mußte, konnte zunächst nach einem bösen Unfall, den ich auf einer langen Wanderung von einem Arbeitsfelde zum andern erlitten, gar nichts tun. Ohne äußerlich sichtbare Schäden davongetragen zu haben, mußte ich mich an den Möbeln festhalten, wenn ich durch eine Stube gehen wollte.

Ich sah, es ging so nicht weiter, und kurz entschlossen fragte ich einen tüchtigen Nervenarzt um Rat. Nachdem er mich genau untersucht hatte, schickte er mich nach dem Sanatorium „Rasemühle“, seiner eigenen, der Provinz gehörigen Schöpfung. Dieselbe ist noch jung, erst etwas älter als zwei Jahre, hat aber in dieser kurzen Zeit schon viel Gutes gewirkt und ist nachgerade über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt geworden. Ich bin fast ein halbes Jahr dort gewesen und war so gern da, daß mir zuerst der

Abchied ordentlich schwer wurde. Neben dem ärztlichen Verständnis für mein nervöses Leiden trug dazu die im Sanatorium den Patienten eingeräumte große Freiheit sehr viel bei.

Die schönen, warmen Sommertage über war man im Park, nur zu den Mahlzeiten, den Badestunden und vor allen Dingen den Zeiten der elektrischen Behandlung ging man selbstverständlich ins Haus.

Gewünscht wurde etwas Beteiligung an irgend welchen Arbeiten, womöglich im Freien, was ja zur Heilung der meisten Nervenkrankheiten beitragen soll. Die Kost ist gut und kräftig, was für derartige Kranke auch besonders wichtig ist.

Einen Blick in die Räume für elektrische Behandlung zu tun, möchte ich dem Leser noch raten.

Wir treten in einen geräumigen Saal und unser Blick fällt zuerst auf einen großen, mit elektrischem Drahte verbundenen Schwamm, unter dem ein Stuhl zum Nieder sitzen einzuladen scheint, um die elektrische Kraft auf die Nerven des Kopfes nach ärztlicher Vorschrift wirken zu lassen.

Nicht weit davon sehen wir zwei große Apparate mit faradischem und galvanischem Strom; da gibt es ferner einen Apparat zur Vibrations-Massage. Auch ein Lichtbad ist vorhanden, wie im Baderaum ein elektrisches Bad. In der kleineren Hälfte des Saales sind wieder verschiedene gymnastische Apparate, an denen alle möglichen Turnübungen vorgenommen werden.

Jeden Vormittag, außer am Sonntag, ist Sprechstunde bei dem Oberarzte der Anstalt, in die jeder Patient kommen kann, der den Arzt zu sprechen wünscht.

Das Sanatorium ist in zwei Klassen geteilt. Da daselbe, wie schon gesagt, der Provinz gehört, so sind die Preise natürlich niedriger als in einer Privat-Anstalt. Die erste Klasse kostet 4 Mark den Tag, die zweite 2,50 Mark.

Im Haupthause, wo unten der Arzt und Verwalter ihre Wohnungen haben, werden die Sprechstunden abgehalten, auch ist dort der Behandlungsraum und verschiedene hübsche Aufenthaltsräume für die zweite Klasse. Die Schlafzimmer sind eine Treppe höher. Doch wir wollen noch einen Augenblick hinausgehen. Vor dem Haupthause ist ein ziemlich großer Teich mit einem Springbrunnen, Schwänen und einer Gondel darauf, die meistens mit vergnügten Auserwählten besetzt ist. Das Wasser selbst ist so durchsichtig und klar, daß man die verschiedensten Gräser und Kräuter im Grunde sehen kann. Der Teich ist von hohen Bäumen umgeben, in deren Schatten müde Kranke in sogenannten Liegestühlen ruhen und frische Luft und Stille genießen, auch ist zum Liegen draußen bei Regenwetter eine offene Halle.

Vor dem Haupthause links ist ein Bach, der früher eine Mühle getrieben hat, jetzt wird das Wasser für die nötige elektrische Kraft verwandt, und dicht dabei steht ein kleines Haus, in welchem die dazu gehörigen Maschinen arbeiten.

Gegenüber dem Haupthause liegt das sogenannte Frauenhaus, in dem unten das Büro des Sanatoriums ist, etwas entfernt davon befindet sich das Wohnzimmer für die Patientinnen der zweiten Klasse, deren Schlafzimmer auch im oberen Stock sind. Rechts davon steht ein niedriges Haus mit einer Kegelbahn und anderen Spielen und Turngeräten. An den Wänden sieht man lustige Bilder, einige davon vom Herrn Oberarzt selbst gemalt.

Auch allerlei Stallungen zur Aufnahme der Pferde, Schweine und Hühner sind im Hofe.

Diesen Sommer wird man wegen des großen Zudranges noch ein Haus erster Klasse mit etwa 40 Zimmern bauen.

Gehen wir nun draußen einen ziemlich breiten Gartenweg entlang, so kommen wir schließlich an eine Villa, in der die Wohnräume erster Klasse sind, alle freundlich und behaglich eingerichtet, während oben meistens wieder Schlafzimmer für Patienten der ersten Klasse sind.

Neben der Villa liegt noch ein Häuschen, in dem der Gärtner des Sanatoriums wohnt.

Gehen wir unterhalb der Villa wieder etwas zurück, so kommen wir noch an einen zweiten, kleineren Teich, aus dem sich in lustigen Sprüngen der Bach, die „Rase“ genannt, ergießt, woher der Name „Rasemühle“ stammt.

Wenn man an dem Ufer dieses Baches entlang geht, an dem manches Vöglein seinen lustigen, frischen Sommer-Aufenthalt genommen hat, so kommt man schließlich an ein Lust- und Sonnenbad.

Alles ist hübsch und frei und möglichst wenig frankenhausmäßig eingerichtet. Jede Woche kommt der Professor aus Göttingen, durch den das Sanatorium ins Leben gerufen ist, um neue Patienten zu untersuchen und nötige Dinge mit dem Oberarzt zu besprechen. Ich kann wohl sagen, daß die „Rasemühle“ viel für mich getan hat, denn das Gehen habe ich dort wieder gelernt und kann jetzt manches leisten, wozu ich letzten Frühling nicht imstande war.

Wenn ich auch noch manchem Hin und Her unterworfen bin, wie das bei den meisten Nervenleiden der Fall ist, so ist meine Besserung doch so wesentlich, daß ich nur mit Dankbarkeit an das Sanatorium „Rasemühle“ zurückdenken kann.

Einzelheiten über unser Pariser Arbeitsfeld.

Von Schw. Hildegard Lippold.

Mein erster Aufsatz, der von der Möglichkeit der Niederlassung unserer Schwestern in Paris handelte, war doch vielleicht zu allgemein gehalten und zeigte den Schwestern, die sich für diese Möglichkeit interessieren, doch nicht die dort zu bekämpfenden Schwierigkeiten in ganzem Umfange; ich erlaube mir daher, auf dieselben noch näher einzugehen, damit die Schwestern, welche die dortige Arbeit in Angriff nehmen möchten, von vornherein nicht durch Unwissenheit geschädigt werden.

Ich fange mit den mir von Schwester G. B. mit Recht entgegengehaltenen Einwürfen der Heimzugehörigkeit in Paris an.

Ganz richtig sagt dieselbe, daß junge Mädchen, die als Lehrerin, Erzieherin, Stütze nach Paris gehen, oder dort zwecks Erleichterung der Unterhaltungskosten deutsche Stunden geben, um selbst dadurch das Französische fließend zu erlernen, in den deutschen, englischen und französischen Heimen teils vorzüglich, teils leidlich, mitunter aber auch schlecht untergebracht sind. Das Leben in diesen „Heimen“ ist das genau geregelte einer Anstalt, der Preis pro Tag 3 Fr. bis 3,50 Fr. Ich selbst wohnte in zweien solcher Heimen, die ich beide als gut bezeichnen kann. Das eine befindet sich Rue St. Jacques 167, links der Seine, in einem Stadtviertel, das für die Niederlassung der Schwestern seiner durchweg ärmsten Bevölkerung wegen durchaus nicht passend ist. Hierzu muß ich noch weiter erläutern: Es könnte vielen unserer Schwestern diese Lage als kein Hindernis erscheinen, und doch ist dem so. Der Franzose kennt, wie ich s. Bt. schon bemerkte, keine deutsche Schwester, die englischen Pflegerinnen tragen bei den Ausgängen Zivil, da er nun aber von Grund seines Naturells aus nie mit seiner Meinung hinterm Berge hält, kritisiert er auch eine Dame in so absonderlicher Kleidung, wie die der Schwestern rückhaltlos; durchaus nicht immer in schlechter Meinung! Glaubt nun schon der Franzose der guten Kreise zu dieser Kritik ein Recht zu haben, wie viel mehr der der unteren Volksschichten! Ich gestehe offen, daß mir das Anstarren der

Leute, ihre offenerzige Kritik, das Aufmerksammachen anderer auf mich aufs höchste peinlich war. Als ich darüber mit dem deutschen Konsul sprach, riet dieser mir, auf der Straße unbedingt Zivil zu tragen oder in ein Heim zu gehen, das, in einem besseren Stadtviertel gelegen, durch die Vornehmheit seiner Bevölkerung auch die Schwester nicht so offensichtlich belästige.

Ich zog darauf nach einem Heim im besten Viertel, nahe den Champs-Élysées und dem Bois du Boulogne, Rue Spontini 61. Dort fühlte ich mich wohler und nahm von hier aus einige Arbeit, die mir zugeandt worden war, in Angriff. Dabei stellten sich die weiteren, nicht zu umgehenden Schwierigkeiten heraus.

Die deutschen Familien wohnen naturgemäß in ganz Paris verstreut, Paris hat aber die Kleinigkeit von 100 000 Straßen, ist also weit größer wie Berlin und leidet an dem kraßen Uebelstand schlechter Verkehrsrichtungen. Trotz der guten Lage meines Heims bezüglich der Verkehrspunkte, brauchte ich doch zu einem einzigen Krankenbesuche nicht weniger als 2–2½ Stunden. Hatte ich mehr wie einen Patienten auch nur in demselben Viertel, in dem der erste Patient lag, so waren 3–3½ Stunden dazu nötig. Nun kam man nach Hause, von der Arbeit ermüdet, manchmal von dem großen Glend, welches man gesehen hatte, erschüttert, hungrig und erschöpft, und dann erfuhr man — daß die Essenszeit vorbei war und unter keinen Umständen etwas nachserviert werden konnte. Man war also gezwungen, sich an die Hausordnung zu halten oder hungrig zu Bett zu gehen. Die Pension wurde trotzdem immer weiter bezahlt. Meine Hinweise auf meinen Beruf, auf die schwere Arbeit, die ich den ganzen Tag bei den armen Familien geleistet hatte, begnadeten nur einem gleichgültigen Achselzucken. Noch schlimmer aber erging es mir bei etwaigen Nachtwachen. Am Tage zu schlafen, das heißt, sein wohlverdientes Bett benutzen, wurde nicht geduldet, außerdem hätte der Lärm im Hause, das Läuten bei so und so viel Gelegenheiten ein Schlafen an und für sich zur Unmöglichkeit gemacht.

Daraus ist zu ersehen, daß die Heime für junge Mädchen, die vermöge ihres Berufes oder sonstigen Lebensstellung, die ja an und für sich notwendige Hausordnung befolgen können, eine Wohlthat sind, für den Ausnahmezustand einer Krankenpflegerin aber nicht in Betracht gezogen werden können. Ich habe mir noch viele Heime angesehen, mit mancher Vorsteherin über meine Sache gesprochen und überall die gleichen Schwierigkeiten gefunden.

Blieb also nur die Privatwohnung! Auch eine solche ist schwer zu beschaffen, wenn sie nur einigermaßen den bescheidensten Ansprüchen auf Luft, Licht, Ruhe, gute Lage, bei anständigen Leuten, Verfügungsrecht über das Zimmer, Anschluß an die Verkehrszentralen usw. genügen konnte; ganz abgesehen davon, daß der Franzose in allem, was sich Krankenpflege nennt, sofort die Ansteckungsgefahr wittert und mir zwei für meine Zwecke sehr passende Zimmer nur aus diesem Grunde nicht überlassen wurden! — Die Privatwohnung ist aber naturgemäß teurer, und so kommt der hohe Preis, den ich in meinem ersten Aufsatz angab, doch heraus und zwar wie folgt für eine Woche:

Miete	10,00	Frés.
Pension	28,00	„ (pro Tag 4 Frés.)
Bäße	4,80	„
Fahrgelder	7,30	„
Reparatur, Druck, Kleinigt.	3,10	„
	53,20	Frés. = pro Tag 7,80 Frés.

Wenn ich auch zugebe, daß alle diese aufgeführten Unbequemlichkeiten bei einer richtigen Privatpflege in Fortfall kommen, so stimme ich doch mit Schwester G. B. darin vollständig überein, daß wir nicht nur für die Reichen da sein wollen, sondern auch den Armen die Vergünstigungen

deutscher Pflege angedeihen lassen möchten, und darum muß die Schwester bei der Wahl ihres Zimmers mit allen Eventualitäten rechnen.

Ist die Station erst eingerichtet, finden sich fünf oder sechs energische, zielbewusste Schwestern, die im Interesse der Sache alle Unbill tragen wollen, so reißt ja dann auch eine einzige gute Privatpflege alles wieder heraus, und der Lohn für alle Mühe ist bestimmt zufriedenstellend.

Die von Schwester G. B. angeführten Bücher kann auch ich nur empfehlen, es sind die praktischsten und die weitaus am schnellsten fördernden.

Wie gut haben es doch unsere Berliner Schwestern mit den eingerichteten französischen Kurjen*) durch unseren Verein! Wir Auswärtigen müssen die Stunden immer hoch bezahlen. Und doch sollte keine Schwester versäumen, sich wenigstens eine fremde Sprache zu eigen zu machen. Das Fortkommen in der Welt ist doch durch solche Kenntnisse um so vieles leichter!

* * *

Im Anschluß an vorstehendes dürfte es unsere Schwestern besonders interessieren, daß der deutsche Hilfsverein in Paris in seiner kürzlich unter dem Vorsitz des bayerischen Geschäftsträgers Grafen Moy im deutschen Botschaftspalais stattgehabten Generalversammlung über die Gründung eines deutschen Krankenhauses in Paris beraten hat. Die Anregung gab der Vereinsarzt Dr. Schöber, uns schon aus Schw. Hildegards erstem Artikel bekannt, und ist der Vorstand beauftragt worden, der nächsten General-Versammlung einen detaillierten Finanzvorschlag vorzulegen. Wir werden natürlich nicht versäumen, die Entwicklung dieses Planes zu verfolgen und Schw. Hildegard wird uns wohl mit dem nötigen Adressenmaterial für die wünschenswerten Anknüpfungen versorgen können. Daß sich dieser Plan nicht sehr schnell verwirklichen läßt, ist wohl voranzusehen, aber immerhin kann er mit der Zeit zu einem Stützpunkt für einen unserer Auslands-Pläne werden. Es wird sich noch so manches Arbeitsfeld entwickeln lassen, wenn sich geeignete Schwestern der Sache annehmen. In Lemberg wird sehr gebeten, daß sich Schwestern niederlassen möchten, und können wir eine Adresse zur Orientierung über die dortigen Verhältnisse geben. Ebenso glaubt eine unserer Schwestern, daß Gens gute Aussichten böte für selbständige Arbeit. Allerdings ist überall im Ausland nur Boden in selbständiger Arbeit zu gewinnen, wenn die Schwestern die nötige Berufs- und Lebenserfahrung, Energie und Anpassungsfähigkeit, Kenntnis der Landessprache und einen ungefähren Begriff der Landesverhältnisse mitbringen. Natürlich darf auch ein ganz bestimmter pekuniärer Rückhalt nie fehlen, wenn man sich auf neuen, fremden Boden begibt. Man kann Glück haben und bald geeignete Tätigkeit finden, aber man muß unbedingt damit rechnen, daß der Anfang auf jeden Fall größere Ausgaben nach jeder Richtung erfordert, daß man teurer lebt, so lange man die lokalen Beziehungen noch nicht kennt und daß es meistens ein längeres kostf. heliges Abwarten verlangt, bis die Besuche bei Ärzten, Familien, Vereinen das gewünschte Resultat erzielen. Wer in dieser meist unerläßlichen Wartezeit aber schon sorgenvoll ist, verliert die innere Sicherheit, die den fremden Verhältnissen gegenüber so doppelt wichtig ist.

Ein Blick in ein französisches Krankenhaus.

Aus dem British J. of N. übersetzt von Gain Fractorius.

Anfang dieses Jahres weilte ich einige Wochen in Paris. Da ich nach einer einjährigen Lehrzeit in einem Londoner Krankenhaus dahin zurückgekehrt war, hegte

*) Leider gehen dieselben in jedem Winter stets nach wenigen Wochen aus Mangel an Beteiligung ein. Die Red.

ich natürlich den Wunsch, ein französisches Krankenhaus kennen zu lernen. Die Freunde, bei denen ich wohnte, sind gut bekannt mit Prof. X., einem berühmten Chirurgen, und er hatte die Freundlichkeit, uns einzuladen, einigen Operationen in seinem Krankenhause beizuwohnen. Wir waren früh um neun Uhr dort und fanden den Hausarzt und einige weißgekleidete Heilgehülften in der weiblichen Abteilung wartend. Monsieur X. beschloß diesen Vormittag drei Operationen vorzunehmen, eine für Blinddarmentzündung (Appendicectomy), eine Brust-Amputation und eine Nieren-Naht.

Während der Chirurg sich zurückzog, um sich umzukleiden, sah ich mich um. Diese Abteilung war einfach eine große Halle, mit weißgetünchten Wänden, mit hohen Fenstern, die alle fest geschlossen waren (wegen des Verbindens der Wunden wurde mir erklärt). Wenn ich mich richtig besinne, war auf dieser Abteilung Raum für sechzig Betten, aber dreiundachtzig Kranke lagen, eng zusammengepackt, darin. Die in zwei Reihen stehenden Betten wurden von einander durch einen Schrank getrennt, aber in der Mitte der Gänge standen auch noch eine Reihe von Betten oder Tragbahnen, getrennt durch Stühle, auf welchen Brot, Wein usw. stand. Selbstredend gab es weder Gardinen noch Wandschirme. Die Betten waren unordentlich, gar kein Versuch war gemacht worden, ihnen durch hübsche Bettdecken ein etwas freundliches Ansehen zu geben. Eine Kranke befand sich außer Bett, und nicht im geringsten durch unsere Gegenwart gestört, zog sie ruhig ihren Unterrock aus und schlüpfte ins Bett! Die Frauen der ärmeren Klassen in Frankreich tragen keine Nachthemden, sondern nur Jacken über dem Taghemde. — Wir wurden in den Operationsaal geführt; je einer grenzt an jeden Krankensaal; die Hitze war sehr groß. Alle die von den Operateuren gebrauchten Waschbeden werden durch brennenden Alkohol sterilisiert und diese flammenden Becken machten einen merkwürdigen Eindruck. Da ich nur über die Krankenpflege zu schreiben beabsichtige, will ich hier nur kurz erwähnen, daß alles, was geschah, vom chirurgischen Standpunkt aus nach strengsten aseptischen Grundsätzen getan wurde. Schweigen war nicht strenge Regel, jeder schwatzte und lachte und war zu allem Unsinn bereit; Studenten und Studentinnen betrugten sich wie Schulkinder und nicht von der besterzogenen Art; die Kranken waren nur „ein Fall“, nicht leidende Wesen. Ich war erschrocken über den Mangel an Reinlichkeit bei den Kranken, sowie über die Art und Weise, sie in den Operationsaal zu bringen. Die Narkose wurde auf einem Bette in einem kleinen Nebenzimmer gemacht, welches zwischen dem Saal und dem Operationsaal lag; für die weiblichen Kranken war keine Pflegerin da; ein Wärter trug die Patientin hinein, die nur mit einem halbabsfallenden Leinengewand bekleidet war, keine Wolldecke, keine Strümpfe auf den Füßen, die so sehr des Bürstens mit Seife, wenn nicht sogar Terpentin bedurften. Und was für Nägel!

Als die Operation vorbei war und die Wunde zugenäht, wurde die Patientin vollständig entkleidet, ein Verband angelegt und ein reines Hemd angezogen. Sie wurde dann, nur mit einem Laken bedeckt, nach dem Krankensaal zurückgebracht. Es war ein schrecklicher Anblick für die anderen Kranken. Es beruhigte mich etwas, zu sehen, daß Wärmflaschen gebraucht wurden, aber einmal im Bette, wurde die Kranke ruhig sich selbst überlassen, um sich zu erholen, so gut wie es ging.

Das Personal in diesem Krankenhaus besteht, wie in vielen französischen Krankenhäusern, nur aus völlig ungebildeten Frauen, die nicht im Krankenhause selbst wohnen; auch ist die Zahl ganz ungenügend, nur drei Pflegerinnen für dreiundachtzig Kranke. Es gibt in Frankreich

viele gebildete Frauen, die aus Wohltätigkeitsgründen Vorlesungen hören, ihre Examen machen und sich „geprüfte Pflegerinnen“ nennen. Da dieselben aber meistens der Gesellschaft angehören, braucht man nicht erstaunt zu sein, daß, wenn es in Frage kommt, „Wunden zu verbinden“, ihre Anwesenheit im Krankenhaus nicht sehr regelmäßig ist. Durch französische Vorurteile wird Pflege seitens einer unverheirateten Frau wesentlich erschwert. Merkwürdig ist es, daß trotz allem die Kranken genesen. Prof. K. erzählte mir, daß Eiterung fast unbekannt ist. Das glaube ich gern. Ich erkundigte mich nach zehn Tagen nach meinen drei Kranken, sie waren alle auf dem Wege der Besserung. Trotzdem kann ich gut die Abneigung der ärmeren französischen Klassen gegen die Krankenhäuser verstehen, ich habe mehrere sagen hören, sie zögen es vor, zu Hause zu sterben, denn man kann sich nichts Trostloseres oder Unbehaglicheres vorstellen. Da ich eine Französin bin, möchte ich natürlich meinem eigenen Lande dienen, und ich bin froh, zu erfahren, daß Ihre Zeitschrift dafür eintritt, daß die „Entente“ in der Krankenpflegewelt praktische Form annehmen soll, und da ich nach Frankreich zurückkam, um hier zu arbeiten, bitte ich Sie, auf mich zu rechnen. Ich werde mein Möglichstes tun, um das internationale Verständnis zwischen Frauen, die in England oder Frankreich ihr Leben den Kranken widmen, zu fördern.

Krankenpflege in England hat großartige Fortschritte gemacht, in Frankreich sind große Hindernisse zu überwinden, aber sie sind doch durch wahre Menschheitsliebe sicher zu bewältigen. Der Vorschlag, daß der Internationale Pflegerinnen-Bund in der allernächsten Zukunft in Paris, wie letztes Jahr in Berlin, tagen soll und so in derselben Weise wie mit unsern deutschen Schwestern mit der französischen Krankenpflegerin in Verbindung treten soll, würde von großem Wert sein, wenn es zu ermöglichen ist. Es sind in Paris eine Anzahl amerikanischer Pflegerinnen tätig, die sicher gern helfen würden, solche Versammlung zu organisieren.

* * *

Dem vorstehenden Artikel vom November 1905 fügen wir noch einige Notizen über dasselbe Thema aus dem gleichen Blatt vom Dezember hinzu:

Im „L'Ambulancier“ hat Mons. J. Bièvre einen „öffentlichen Brief“ an den Generaldirektor der „L'Assistance Publique“ in Paris geschrieben, in dem er unter dem psychologischen Eindruck des Tuberkulose-Kongresses, als alle Welt sich dafür interessierte, die Aufmerksamkeit auf den körperlichen und moralischen Zustand des Personals der Krankenhäuser lenkt, für dessen Wohl-ergehen, wie er meint, noch recht viel getan werden muß, um sie vor tuberkulöser Ansteckung zu schützen.

Er macht darauf aufmerksam, daß überall, außer in den Krankenhäusern selbst, Vorsichtsmaßregeln gegen Tuberkulose-Ansteckung getroffen werden. Im Krankenhaus werden diese Kranken nicht von den anderen getrennt, und diejenigen, welche sie pflegen, haben keine Desinfektionsmittel, und dies, nachdem sie während zwölf Stunden die infizierte Luft in einem Raum eingeatmet haben, der wohl bestimmt ist, zweiunddreißig Kranke zu beherbergen, der aber oft mit fünf und vierzig belegt wird. Außer Dienst hat das männliche, sowohl als das weibliche Personal zur Erholung oder zum Ausruhen nur ungesunde und infizierte Dachkammern mit nicht genügender Luftzufuhr, oder die Straße, da es eine Regel gibt, welche ihnen das Verweilen im Hof oder Garten verbietet. Der Wärter geht von einem Café in das andere. Und was, fragt der Schreiber des Briefes, wird aus den Wärterinnen?

Ihnen bleiben nur die ungesunden Schlafräume, in denen sie nicht aufrecht stehen können, die weder Heizung

noch Beleuchtung haben, in denen sie im Sommer fast erstickten und im Winter beinahe erfrieren und wo sie das ganze Jahr von Ungeziefer gequält werden. Die Straße, die Schlafräume, das Café, alles führt langsam aber sicher zu demselben Geschick: Tuberkulose, welche das Pflegepersonal düster die „Berufsfrankheit“ nennt. Kein Wunder! Aus 5000 Angestellten der „Assistance Publique“ sind etwa 3000 tuberkulös. Eine bedenkliche Tatsache ist, daß 1896 eine Gesellschaft gegründet wurde, um anständige Särge und ein ordentliches Begräbnis für die Toten zu beschaffen. Aber der im Dienst der „Assistance Publique“ Sterbenden waren so viele, daß die Zahlungen eingestellt werden mußten und sie nun ein Gemeindebegräbnis bekommen müssen. Mons. Bièvre bittet den Generaldirektor, Räume zum Ausruhen und Erholen und Lesezimmer in den Krankenhäusern zu schaffen, in denen sich die Angestellten in den Freistunden aufhalten, um sie nicht länger auf die Knieen anzuweisen. Damit würde sowohl der moralische, wie der körperliche Standpunkt des Pflegepersonals gehoben. Wenn diese Reform durchgeführt worden und die Schlafräume menschenwürdig und gesund gemacht sind, wird der jetzige Generaldirektor nach Mons. Bièvre's Meinung an der Spitze derer stehen, die sich bemühen, das Geschick der Krankenpflegenden zu heben.

* * *

Es ist kaum zu begreifen, daß das Los des im öffentlichen Dienst der großen Republik stehenden Pflegepersonals diesem Bilde entspricht. Welche Klasse von Menschen kann solch Leben anziehen, und was können diese Menschen den Kranken sein?

Nachruf.

Wenn der Tod in unseren leider so kleinen ärztlichen Freundeskreis eine Bresche legt und noch dazu einen wahren Wohltäter der Menschheit in einem Alter dahinschafft, das noch lange Jahre segensreicher Tätigkeit verspricht, muß uns alle schmerzliches, tiefstes Bedauern erfüllen, daß wir beim Tode von Dr. Wolf Becher mit einem großen Kreise von Freunden, Ärzten und Patienten teilen. Schade, daß der Raum uns nicht gestattet, den größten Teil der Gedenkworte wiederzugeben, die ihm Dr. Rudolf Lennhoff in der Med. Reform widmet und die wohl das beste und reinste Bild des Verstorbenen entwarfen, da nicht nur warme Freundschaft, sondern auch ihre soziale und wissenschaftliche Arbeit die beiden eng verknüpfte. Auch für uns sind die Namen Becher und Lennhoff unzertrennbar. Aus der sozialen Arbeit, der Gründung der Walderholungsstätten, stammten die Beziehungen eines Teils unserer Schwestern zu den genannten Ärzten und um der sozialen Interessen willen, die auch wir anstreben, waren beide schnell bereit, auch für uns einzutreten in den ersten Zeiten nach der Gründung der Berufsorganisation, als wir noch viel mehr wie heute Mißverständnissen und Angriffen ausgesetzt waren. Und als treuer Kampfgenosse sekundierte Dr. Becher seinem Freund Lennhoff in der lebhaften Debatte, die sich nach dessen Vortrag: „Die Bedeutung der beruflichen Organisation der Krankenpflegerinnen für die Schwestern und das Publikum“ am 5. November 1903 auf unserm Vortragsabend im Viktoria-Vicium entspann. Mit kurzen prägnanten Worten trat auch er warm und verständnisvoll für unsere Ziele ein. Nur selten fand sich später bei dem großen Wirkungskreis eine Gelegenheit zu persönlichen Beziehungen, aber wer Dr. Becher auch nur ein Mal im Leben gesprochen hatte, behielt den Eindruck, einen selten klugen und guten Menschen kennen gelernt zu haben. Der kleine Schwesternkreis, der jenen Abend mit uns verlebte hat, wird es nur zu gut verstehen, wenn wir es aussprechen, daß wir über Tod und Grab hinaus

niemals den Mann vergessen werden, der auch in den Anfangszeiten, als die Bedeutung unserer Organisation sich noch nicht ohne weiteres jedem, der Einblick in ihre Arbeit bekam, aufdrängte, wie heute, ritterlich für uns eintrat. Wir wissen sehr wohl, wie sehr uns die beiden Freunde an jenem Abend und Dr. Vennhoff dauernd durch seine Berichte über unsere Entwicklung in der Med. Reform gefördert haben, trotz so mancher Gegenströmung.

Dr. Wolf Bechers publizistischer, wissenschaftlicher Bedeutung gerecht werden zu wollen, ist nicht unsere Sache. Was die ganze Menschheit ihm für seine Mitarbeit in dem Kampf gegen die Tuberkulose, hauptsächlich durch die Gründung und Arbeit an den Walderholungsstätten dankt, das wird wohl von weitesten Kreisen unvergessen bleiben und wir werden dem Andenken seiner Arbeit dauernd begegnen, dem schönsten Denkmal, das einem Toten errichtet werden kann, neben der Auhänglichkeit und Dankbarkeit, die diesem Toten in so vielen Herzen sicher sind!

Berichtigung.

In unserem 3. Jahresbericht (Nr. 8 unserer Zeitung) ist durch die Erkrankung der Vorsitzenden leider ein Versehen des Setzers, der eine Zeile ausließ, übersehen worden und erst nachträglich bemerkt. Auf Seite 1, Spalte 2 muß im 2. Absatz nach der 6. Zeile ergänzt werden: „denen am 23. Oktober die Ortsgruppe Leipzig und am 14. Dezember die Ortsgruppe Darmstadt u. s. w. folgte.“

Kleine Mitteilungen.

Die Veneuerung der Vorsitzenden macht leider so langsame Fortschritte, daß an Aufnahme der ganzen Geschäfte im Mai kein Gedanke ist. Verabredungen für notwendige Besprechungen mit ihr sind also bis 1. Juni durch das Bureau telephonisch oder schriftlich zu treffen. Es sei auch gleichzeitig darauf hingewiesen, daß, sobald dieselbe ihre Sprechstunden wieder aufnimmt, sie beruflich nur in denselben im Bureau, niemals in ihrer Wohnung zu sprechen ist, da sie in den wenigen Stunden zwischen der Arbeit, die sie zu Hause verbringt, unbedingt Ruhe bedarf, um ihrer Aufgabe annähernd gerecht werden zu können.

Wir müssen die hiesigen Schwestern dringend bitten, daß sie ihre noch in großer Zahl im Büro liegenden Zeugnisse bald abholen, damit das Einschreibporto gewahrt werden kann. Es ist für uns eine zu große Last, die Zeugnisse solange aufzuheben.

Bei Neumeldungen müssen wir alle Schwestern, die solche veranlassen, dringend bitten daran zu denken, daß wir unbedingt Originalzeugnisse oder amtlich beglaubigte Abschriften fordern. Es ist eine unerhörte Zeit-, Kraft- und Portoverschwendung, daß wir diese so oft erst verlangen müssen.

Ferner müssen wir unsern Schwesternkreis dringend ersuchen, soweit nicht Krankheit, Arbeitslosigkeit oder Familien Sorgen der Grund der Verzögerung sind, die erste Rate des Jahresbeitrages und das Zeitungsgeld baldmöglichst einzusenden. Es stehen noch von über 100 aktiven und 48 passiven Schwestern die Beiträge und von 21 Schwestern das Zeitungsgeld aus. Die Schwestern müssen sich doch überlegen, daß wir vom 1. April an 500 Mark Miete und das Gehalt für die vierte Schwester mehr zu zahlen haben, daß der Haushalt und der Betrieb dauernd Anschaffungen und Mehrkosten in der stetigen Vergrößerung erfordert und daß wir natürlich dabei mit unsern festen Einnahmen aus den Beiträgen der Schwestern sehr genau rechnen müssen, um durchzukommen. Die Büroarbeit ließe sich durch Registratorhilfsmittel noch wesentlich erleichtern, aber die Mittel zu den nötigen Anschaffungen fehlen vorläufig noch. Aber die laufenden Ausgaben müssen gedeckt werden und dazu müssen unsere Schwestern uns regelmäßig die Beiträge zahlen. Alle unsere Arbeit hat doch für jede der Schwestern dieselbe Bedeutung, wenn sie das auch vielleicht erst später empfindet.

Wir müssen ebenso alle versicherten Schwestern dringend bitten, daß sie uns die Prämien direkt und rechtzeitig einenden. Wer in Berlin eine Versicherung mit monatlicher Zahlung abschließt, muß von außerhalb bei event. Ortswechsel immer für drei Monat im voraus zahlen, da monatliche Postsendung zu teuer wird. Wir hatten am 1. Mai tatsächlich 1000 Mark Auslagen für Schwestern, die fast ausnahmslos in befriedigender Tätigkeit sind. Bringen

die hiesigen Schwestern das Geld ein paar Tage später, so ist das ja nicht so schlimm, zwingt aber immerhin die Kassenschweher zu viermaliger Buchung, was doch um der Mehrarbeit willen auch nach Möglichkeit beschränkt werden sollte. Unerhört ist es aber, wenn Schwestern mit gutem Gehalt und nicht einmal in der Arbeit überlastet, mehrere Monate die Zahlung aufstehen lassen.

Am 7. Mai fiel endlich die Entscheidung über die Besetzung des Dortmunder Krankenhauses. Magistrat und Krankenhaus-Deputation hatten sich für uns entschieden, die Stadtverordneten-Versammlung entschied sich trotz eines dadurch bedingten 1½-jährigen Provisoriums für das Wittener Diakonissenhaus.

In allernächster Zeit errichtet die Firma J. Wollmer in der Friedrichstraße 154, S. III, in nächster Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße ein Lager und Betriebswerkstätte für alles zur Schwestertracht gehörige. Näheres folgt in nächster Nummer.

Erholungsheim „Alte Schule“

Oberneufirch bei Bischofswerda, 336 m über N. N.

Das Erholungsheim bietet arbeitenden Frauen und Mädchen ruhigen Landaufenthalt, — ausgeschlossen sind Lungen- und schwer Herzkranke oder solche, die beständige ärztl. Ueberwachung und Pflege bedürfen.

Konvaleszenten und andere Ruhe- und Erholungsbedürftige finden in dem von Garten umgebenen, freundlich gelegenen Heim gutes Unterkommen und einfache gesunde Kost. Die Mahlzeiten werden gemeinsam eingenommen. Besondere Verlangen wie Wein oder Bier zu den Mahlzeiten oder Nahrungsmittel in den Zwischenzeiten werden zum Selbstkostenpreis berechnet.

Wöchentlich ein warmes Bad 30 Pfg. Der Preis beträgt, wenn Einzelzimmer gewünscht wird:

2 Mark für den Tag,

im Zimmer mit 2 Betten

1,50 Mark für den Tag.

Die Beköstigung umfaßt: erstes und zweites Frühstück, Mittagessen, Kaffee und Abendessen.

Das Aufräumen der Zimmer (ohne zweimal wöchentliches Nachaufwischen), Betten machen, Waschgeschirre reinigen, sowie das Reinigen der eigenen Kleider und Schuhe beizugehen die Gäste selbst, wenn nicht große Schwäche es unmöglich erscheinen läßt. Schleppeude, d. h. den Boden berührende Kleider können im Interesse der Kranken nicht geduldet werden.

Fräulein S. Richter.

Stellenangebote.

Für sofort und 1. Juni sind leitende Stellen in psychiatrischen Anstalten Norddeutschlands mit 480, 600 und 800 Mark Gehalt zu besetzen.

Zum 1. Juni oder 1. Juli wird Schwester für Stettiner Privatklinik (chirurgisch-anaesthetisch) gesucht. Gehalt 40 bis 45 Mark monatlich.

Freie Heimplätze.

Zu sofort und 1. Juli Plätze im Heim „Hilse“, SW., Großenbeeren-Straße 12.

Zu sofort und später wegen Uebernahme von Anstaltions-Plätze im Heim von Schw. Emma Zeeck, Charlottenburg, Kniebeckstraße 72/73. Wochenpflegerinnen bevorzugt.

Neumeldungen zur Aufnahme.

Aktiv.

(Für die übernächste Vorstandssitzung.)

1. Schw. Ursula Beder, Hamburg, Gr. Allee 4. — Ausgeb. 1890: Cassel, Rotes Kreuz.

2. Schw. Hedwig Struwe, Frankfurt a. M., Nordendstraße 58. — Ausgeb. 1901: Berlin, Kaiser und Kaiserin Friedrich-Ainder-Krankenhaus.

3. Schw. Emma Stadelmann, Düsseldorf, Steinstraße 79. — Ausgeb. 1887: Edinburgh, Royal Infirmary für das Wiesbadener Rote Kreuz.

4. Schw. Friede Weigel, Frankfurt a. M., Edenheimerlandstraße 80. — Ausgeb. 1903: Döfen, Nervenheilanstalt.

5. Schw. Elise Salomon, Berlin, Würzburgerstr. 22. — Ausgeb. 1900: Eberswalde, Auguste-Viktoria-Heim.

6. Schw. Johanna Boehm, Magdeburg, Alst. Krankenhaus. — Ausgeb. 1902: Berlin, Augusta-Hospital.

7. Schw. Hedwig Bellingrodt, Essen a. R., Gen-
rietenstraße 2. — Ausgeb. 1898: Dortmund, Klinik, von Herrn
Dr. Hartung.

8. Schw. Wanda Borchert, Hamburg, Rütchbahn 10.
— Ausgeb. 1896: Berlin, Diafonissenhaus Bethanien.

9. Schw. Susanne Vandschhoff, Lauban, Seefeldstr. 3b.
— Ausgeb. 1897: Berlin, Städt. Krankenhaus am Friedrichs-
hain u. Süd. Krankenhaus.

10. Schw. Elisabeth Meyen, Gr. Lichterfelde, Karl-
straße 3. — Ausgeb. 1898: Hannover, Clementinenhaus.

11. Schw. Toni Fänike, Berlin, Städt. Krankenhaus
a. Urban. — Ausgeb. 1895: Berlin, Diafonissenhaus Bethanien.
Passiv.

1. Schw. Hubertine Frauenrath, Kirchberg, Rhein-
land. — Ausgeb. 1903: Nemscheid, Privat-Klinik Fabricius.

2. Schw. Margarete Havemann, Magdeburg, Altst.
Krankenhaus. — Ausgeb. 1905: Magdeburg, Altst. Kranken-
haus.

3. Schw. Paula Held, Magdeburg, Altst. Kranken-
haus. — Ausgeb. 1905: Magdeburg, Altst. Krankenhaus.

4. Schw. Elise Hennig, Magdeburg, Altst. Kranken-
haus. — Ausgeb. 1905: Magdeburg, Altst. Krankenhaus.

5. Schw. Marie Lorenzen, Magdeburg, Altst. Kranken-
haus. — Ausgeb. 1905: Magdeburg, Altst. Kranken-
haus.

6. Schw. Katharina Riede, Magdeburg, Altst. Kranken-
haus. — Ausgeb. 1905: Magdeburg, Altst. Kranken-
haus.

7. Schw. Marie Schacht, Magdeburg, Altst. Kranken-
haus. — Ausgeb. 1905: Magdeburg, Altst. Krankenhaus.

8. Schw. Emma Schacht, Magdeburg, Altst. Kranken-
haus. — Ausgeb. 1905: Magdeburg, Altst. Krankenhaus.

9. Schw. Ely Böttner, Charlottenburg, Hardenberg-
straße 12. — Ausgeb. 1905: Berlin, Königl. Charité.

10. Schw. Sophie Dugard, Ahweiler, Dr. v. Ehren-
wallas Kuranstalt. — Ausgeb. 1904: Karlsruhe, Bad. Frauen-
Verein.

11. Schw. Anna Josina, Belgia, Heilstätte. — Ausgeb.
1906: Belgia, Heilstätte.

Friedrichshaller

Deutschlands Bitterwasser

Mild, sicher, prompt.

Bei Trägheit der Verdauung — Hämorrhoiden
Sicht-Fettleibigkeit — Blutwahrungen — Leberleiden.

Eisen-Moorbad

Luckau, Lausitz

(von Berlin und Dresden in zwei
Stunden erreichbar).

Unter ärztlicher Leitung: Voll- und
Teilmoorbäder, elektrische Licht-
und Wechselstrombäder, Be-
strahlungen, Sool-, Lohannis-,
Kohlensäure-, Schwefelbäder,
Massage und elektrische Vibra-
tionsmassage.

Oberin: Schw. Hermine Collin.

Pension Rüger.

Villa Elisabeth.

Sachgemäße Pflege von Schwer-
kranken und Konvaleszenten. Ge-
mütliches Heim für Erholungsbe-
dürftige. Pensionpreis von 3,50 Mk.
pro Tag an. Schwestern Vorzugs-
preise.

Schwester Lina Rüger, Inhaberin.

Der nächste Zweimonatskursus zur
Ausbildung von

Masseuren und Masseurinnen

(Massage und Heilgymnastik) unter
Leitung von Professor Zabudowski
beginnt Freitag, den 1. Juni.
Ort: Kgl. Massageanstalt, Luisenstr. 3.

Emil Hasse vorm. H. Schröder.

Photographisches Atelier I. Ranges.
W. Tauengienstr. 18. Telef. Charl. 3385.
Bornehme Porträts zu mäßigen Preisen.
Mitglieder der Berufs-Organisation 20%.

Unterricht in der Massage- und
Heilgymnastik erteilt

Dr. Gebrcke,
früher langjähriger Oberarzt der
Universitäts-Massage-Anstalt an
der Charité Anmeldungen jederzeit
Berlin, Karlstraße 51.

Die besten künstl. Glieder
liefert

✠ F. W. G. Jüttner ✠

Spez.: Bewegl. Hände.

Berlin N. 4, Chausseest. 48.

Neues kleines Format



2mal täglich auch Montags

Große politische Tageszeitung
reichhaltig und gediegen.

Lieblingszeitung der
gebildeten Stände.

6 Gratisbeilagen,

darunter »Deutscher Hausfreund« und »Mode«, reich illustriert.

Abonnementspreis:

5,50 M. vierteljährlich * 1,84 M. monatlich
bei der Post abonniert.

Probenummern versendet umsonst u. portofrei

Berliner Neueste Nachrichten

Hauptexpedition: Berlin SW 11, Königgrätzerstr. 41/42.

Höhere Webschule Zittau (Sachsen).

In der neuen, im grossen Textilzentrum gelegenen Schule werden
Fabrikanten, Direktoren, Kaufleute, Werkleute und Musterzeichner
(auch Damen) theoretisch und praktisch ausgebildet. Kurse im April
und Oktober. Programm kostenlos durch die

Direktion Direktor Dr. ing. Schatz.

Die Zuckerkrankheit, Ihr Wesen, ihr Verlauf und ihre Behandlung

gemeinverständlich dargestellt

von
Dr. med. N. Roemer,
prakt. Arzt.

Inhalt: Entstehung, Erblichkeit, Verbreitung, Rasse und
Lebensweise, Lebensalter, Krankheitsanzeichen, Erkennung
und Behandlung, Diät und Speisezettel, Muskeltätigkeit, Mas-
sage, Hautpflege, Heilungsaussichten. Die einfache Hararuhr.

Preis 1 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie gegen vor-
herige Einsendung des Betrages auch direkt von

Deutscher Verlag (Ges. m. b. B.), Berlin SW 11,
Königgrätzerstrasse 41/42.